

Zeitschrift: Rheinfelder Neujahrsblätter
Herausgeber: Rheinfelder Neujahrsblatt-Kommission
Band: 63 (2007)

Artikel: Der Sinn von Grenzen
Autor: Pieper, Annemarie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-894723>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Sinn von Grenzen

Annemarie Pieper

Grenzen gehören zum Alltag, ohne dass sie uns Anlass geben, ständig über sie nachzudenken. Der Rhein, der die beiden Rheinfelden trennt, ist eine Grenze in doppelter Hinsicht: Zum einen trennt er durch sein Wasser das Festland hüben und drüben. Diese Grenze ist flexibel. Wenn der Fluss viel Wasser mit sich führt, dehnt er sein Bett weit über die Ufer hinaus aus und nimmt das angrenzende Land mitsamt seinem Bewuchs, ja selbst die Keller der Häuser und die Marktgasse in Besitz. In Zeiten mit Niedrigwasser, wenn beim Kraftwerk das Gwild zum Vorschein kommt, verebbt der Rhein zu einem schmalen Rinnsal und verbreitert damit die Ufer. Die Grenze, die der Rhein bildet, ändert sich also mit seinem Wasserstand.

Andererseits ist der Rhein aber auch eine Landesgrenze, die das schweizerische und das deutsche Rheinfeld trennt. Diese Grenze, die eine politische ist, hat einen festen Verlauf etwa in der Mitte des Stromes, aber für uns ist diese Grenze sinnfällig in den Zollgebäuden beiderseits der Brücken. Wenn wir diese passieren, überschreiten wir eine gedachte Grenzlinie, an welcher sich die Territorien zweier Staaten berühren.

Am Beispiel des Flusses lassen sich zwei Typen von Grenzen beschreiben: eine natürliche und eine politische. Eine natürliche Grenze finden wir als solche vor. Zwar sind wir es, die den Rhein als Grenze markieren, und wir sind auch in der Lage, Flüsse zu stauen, zu kanalisieren, umzuleiten oder unterirdisch fliessen zu lassen. Ja wir können sogar dem Meer Land abtrotzen, wie die Holländer es erfolgreich getan haben. Aber wir können Wasser nicht zum Verschwinden bringen, und damit bleibt seine natürliche Abgrenzungsfunktion bestehen.

Anders verhält es sich mit der Landesgrenze. Sie ist nicht natürlich, sondern politisch und beruht auf Verein-

barung. In früheren Zeiten, als noch Eroberungskriege geführt wurden, um fremdes Land zu annexieren und durch Hinausschieben der Grenzen das eigene Hoheitsgebiet zu vergrössern, wurden Landesgrenzen willkürlich festgelegt, entsprechend der Macht des Stärkeren. In demokratischen Ländern ist dies heute nicht mehr möglich. Der Grenzverlauf zwischen zwei Ländern muss einvernehmlich bestimmt werden.

Durch Landesgrenzen erfolgt also eine vertraglich geregelte Gebietsfestlegung zweier Staaten, und nicht selten werden dabei natürliche Grenzen als politische Demarkationslinien benutzt. Manche Länder sind geographisch begünstigt. Wer Zugang zum Meer und zu den grossen Flüssen hatte in Zeiten, als der Handel von Gütern noch per Schiff erfolgte, war besser dran als ein gebirgiges Land. Wer über grosse Bodenschätze verfügte, wurde hingegen ausgebeutet wie die afrikanischen Länder durch die europäischen. Das Britische Empire ist ein Beispiel für eine politische Ausdehnung der dem Inselreich Grossbritannien durch das Wasser gesetzten natürlichen Grenzen über andere Länder. Kampf, Unterwerfung, Kolonisation sind die Etappen, die solche gewaltigen Grenzerweiterungen ermöglicht haben. Heute begnügen wir uns mit bedeutend kleineren Gebietsumfängen. Wenn am Bannstag der Bann abgeschritten wird, indem die Banntägler an den Gemeindegrenzen entlanggehen und damit symbolisch ihr Territorium abstecken, wird damit eine Unabhängigkeit gegenüber dem Nachbarn demonstriert, aber auch der Respekt gegenüber dessen Grenze und dem damit verbundenen Autonomieanspruch. Grenzsteine darf man überschreiten, aber nicht verrücken.

Ein besonderer Typus von politischer Grenze kommt in den Blick, wenn man an die Palästinenser, die Kurden und die Kosovo-Albaner denkt. Diese Völker sind ausgegrenzt; niemand will sie haben, geschweige denn ihnen freiwillig ein Gebiet überlassen, in welchem sie autonom leben können. Ein Hauptgrund für die Ausgrenzung ist ethnischer Art: Man stuft ein Volk als minderwertig ein, weil seine Mitglieder eine andere Herkunft, eine andere Sprache, andere Sitten und Gebräuche haben. Rassendiskriminie-

rung beruht auf einer biologischen Grenzziehung, welche die eigenen Gruppenangehörigen auf der Basis einer ideologischen Werteskala privilegiert, die nicht Dazu gehörigen diskriminiert.

Das lateinische Wort *finis* bedeutet sowohl Grenze als auch Tod. Gott ist unsterblich; er stösst nirgends an eine Grenze, weil er über alle Grenzen und damit auch über den Tod hinaus präsent ist. Menschlichem Können hingegen sind Grenzen gesetzt. Damit umzugehen, sich zu bescheiden und innerhalb der Grenzen einzurichten, die wir nicht zu überschreiten vermögen, gehört mit zum Schwersten im Leben. An die berühmte Schmerzgrenze zu stossen — sei es bei sich selbst, sei es bei anderen Menschen —, ist eine wichtige Erfahrung, die daran erinnert, dass wir endliche Lebewesen sind und uns damit abfinden müssen, dass wir nicht alles können, was wir wollen. Dennoch versuchen wir immer wieder, gezielt an unsere Grenze heran zu gehen, um unsere Belastbarkeit durch körperliche Ertüchtigung oder die Annahme abenteuerlicher Herausforderungen zu testen, in der Hoffnung, dass wir mit den selbst gewählten Belastungen wachsen und unseren Erfahrungshorizont durch Verschiebung der uns gesetzten Grenzen erweitern können. Wer auf diese Weise an seine Grenzen geht, braucht Augenmaß und Vernunft, um sich nicht zu überfordern. Er tastet sich an sie heran, indem er mit sich experimentiert und durch ständiges Training seine Schwächen in Stärken verwandelt. Auf diese Weise gelingt es, Grenzen zu überwinden und sich auf neue Grenzen zuzubewegen.

Grenzenlosigkeit im Sinne von Masslosigkeit ist keineswegs erstrebenswert. Zwar wünschen wir uns oft eine ewige Liebe, ein grenzenloses Wachstum der Wirtschaft oder ein Glück ohne Ende. Aber aus der Erfahrung wissen wir nicht nur, dass es dergleichen für ein endliches Wesen nicht gibt, sondern begreifen bei genauerem Nachdenken auch, dass Grenzenlosigkeit nicht einmal wünschenswert ist. Unter dem Grenzenlosen stellt man sich etwas Unendliches vor, das sich als eine vollständige Offenheit und Weite darstellt. Ein Leben im Grenzenlosen zu führen, würde bedeuten, dass alle unsere Wünsche, Interessen

und Bedürfnisse ins Leere laufen, da es nichts gibt, was sie aufhalten und zur Erfüllung bringen könnte. Was den Menschen als menschliches Wesen auszeichnet, ist gerade die Fähigkeit, sich selbst Grenzen zu setzen, nicht weil er Grenzen besonders liebt, sondern weil ihm im Setzen von Grenzen seine Freiheit bewusst wird.

Wenn wir nicht als Feinde miteinander umgehen wollen, sondern als Individuen, die sich gegenseitig respektieren, brauchen wir Regeln, an denen wir unsere Willensbildungsprozesse und Handlungen ausrichten. Moralische Normen und Rechtsgesetze sind solche Regeln, die die Freiheit aller einschränken, jedoch gerade nicht um die Freiheit aufzuheben, sondern um allen soviel Freiraum wie möglich zu geben. Die Freiheit des einen hat ihre Grenze an der Freiheit der anderen, denen der einzelne ebensoviel Freiheit einräumen muss, wie er für sich fordert.

Damit in der Grenzenlosigkeit des Handlungsspielraums alle die vielen individuellen Freiheitsansprüche miteinander vereinbar sind und niemand unverhältnismässig bevorzugt bzw. benachteiligt wird, bedarf es eines Übereinkommens darüber, wo dem menschlichen Handeln Grenzen gezogen werden müssen. Solche moralischen und rechtlichen Vereinbarungen beruhen in unserer westlichen Hemisphäre auf Wertvorstellungen, die sich in der christlich-humanistischen Tradition herausgebildet und in den Menschenrechten ihren Niederschlag gefunden haben. Menschliches Leben ist danach ein Grundwert, der diskussionslos anzuerkennen ist, wie beschädigt in physischer, psychischer oder moralischer Hinsicht ein einzelner Mensch auch sein mag. Das gleiche gilt für die Menschenwürde, die es verbietet, Menschen für bestimmte Zwecke zu instrumentalisieren oder sie wie Sachen zu behandeln.

Ausdrücke wie «du sollst nicht, du darfst nicht, es ist verboten, du musst» verweisen auf jene Grenzen, die wir unserem Handeln freiwillig an anderen Personen setzen, die zu töten, zu foltern, zu erniedrigen und damit in ihren Grundrechten zu verletzen, wir uns untersagen. Nicht nur deshalb, weil wir selber nicht getötet, gefoltert, erniedrigt werden wollen, sondern weil wir einsehen, dass es keine Argumente gibt, die einen Wertunterschied zwischen den

Menschen rechtfertigen; dass Humanität vielmehr etwas ist, das wir uns gegenseitig schulden, insofern gerade darin die Würde liegt, die wir uns gegenseitig zuschreiben.

Etwas weniger fundamental als die Menschenrechte und die ihnen zugrundeliegenden Grundwerte sind jene regional unterschiedlich ausgeprägten Normen, die wir als Tabus bezeichnen – auch diese verstanden als selbst gesetzte Grenzen. Ein Tabu markiert eine verbotene Zone, deren Grenze zu berühren oder gar zu überschreiten mit Sanktionen belegt wird. Der durch das Tabu abgegrenzte Bereich wird als unantastbar deklariert, weil er ein heiliger oder für sittlich erklärter Ort ist. Eines der grössten Tabus, das in den vergangenen Jahrzehnten immer brüchiger geworden ist, ist die Sexualität. Während die älteren Generationen oft Mühe haben mit der von ihnen als Hemmungslosigkeit aufgefassten sexuellen Unbefangenheit, die viele Jugendliche heute an den Tag legen, verstehen diese die ganze Aufregung nicht, weil sie die Schamgrenzen anders ziehen als ihre Eltern und Grosseltern. Aber Grenzen ziehen auch sie, nur nicht in dem engen Mass, das den sexuellen Umgang auf die Ehe beschränken will, und erst recht nicht auf den von der Kirche vorgegebenen Zweck der Fortpflanzung. In ihrem Intimbereich wollen sich die meisten Menschen heute keine Vorschriften von fremden Autoritäten machen lassen, sondern selber bestimmen, mit wem sie sich auf welche Weise einlassen. Die einzige Grenze, die sie anerkennen, ist die Verantwortung, die sie gegenüber sich selbst und dem Partner haben.

Normverletzungen und Tabubrüche als unerlaubte Grenzüberschreitungen im zwischenmenschlichen Bereich kündigen sich im Gewissen an. Das Gewissen erhebt nicht nur seine Stimme, sondern es beißt geradezu, wenn wir etwas planen oder getan haben, das gegen die Regeln verstößt, die wir anerkennen. Das Gewissen ist somit der Grenzwächter über unser moralisches Verhalten, der ständig daran erinnert, dass unser Handeln nicht beliebig ist, sondern sich dort, wo unsere eigene Freiheit oder die unserer Mitmenschen auf dem Spiel steht, an Umgangs-

formen und Pflichten orientieren muss, die ein einvernehmliches Miteinanderleben ermöglichen. Das Gewissen als die richterliche Instanz in uns mahnt uns, die Menschen, mit denen wir es zu tun haben, als gleichberechtigte und gleichwertige Personen zu behandeln, an deren Rechten unsere Wünsche ihre Grenze haben.

Grenzen sind eine Scheidelinie, die ein Diesseits von einem Jenseits abtrennen. Der Blick über die Grenze auf den jenseitigen Bereich ermöglicht vielfältige Verhaltensweisen. Wo immer wir Grenzen antreffen, fühlen wir uns herausgefordert. Grenzen signalisieren einen Halt: Bis hierher und nicht weiter. Entschliessen wir uns trotzdem für das Weitergehen, ist dies ein Wagnis. Das Überschreiten von Grenzen ist immer riskant, und doch versteht sich der Mensch als ein Wesen, das seine Grenzen erweitern, überwinden und neu setzen will, weil anders er sich nicht entwickeln kann. Um Erfahrungen zu machen, benötigt man Anderes, Fremdes, aus dessen Perspektive die eigene Lebensform kritisch in den Blick genommen werden kann. Insofern sind wir alle Grenzgänger, immer auf der Suche nach Möglichkeiten und Herausforderungen, die uns helfen, einen Sinn in diesem unermesslichen Universum zu finden, einen persönlichen, individuellen Sinn, der das Leben zu einem lohnenswerten Unternehmen macht.